

Deuticke

Frederic Morton

Durch die Welt nach Hause

Mein Leben zwischen Wien und New York

Übersetzt aus dem Englischen von Susanne Costa

ISBN-10: 3-552-06030-8

ISBN-13: 978-3-552-06030-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.deuticke.at/978-3-552-06030-2>
sowie im Buchhandel

wien 1936

Fred und ich Er wird kommen, wie Er kommen soll - allmählich, zur rechten Zeit. Die Langsamkeit ist Teil der Spannung. So wie der leichte Druck auf meiner Haut, wenn ich mich hinsetze, um auf Ihn zu warten. In meinem Rücken spüre ich das Holz so hart und kalt und kribbelnd, wie ich das nur von den Stühlen des Lux-Kinos in unserem Wiener Außenbezirk kenne, aus der Mitte der Dreißiger Jahre. Die Ventilatoren werden sich erst zu drehen beginnen, wenn alle Platz genommen haben. Die drei Glühbirnen über mir, die bereits das letzte Mal ausgebrannt waren, sind immer noch nicht ersetzt worden. Drei Lusterarme krümmen sich immer noch nach oben, nackt und rußig, ohne Licht. Das macht den Wandel von der gegenwärtigen Schäbigkeit zu Seiner strahlenden Erscheinung nur noch spannender. Eigentlich ist es besser, wenn es nicht so hell ist, denn so bin ich weniger den Leuten ausgesetzt, die meine Kleidung anstarren. Im Lux-Kino tragen fast alle anderen Kinder in meinem Alter grobe Lodenjacken und speckige Lederhosen, die männlich wirken. Ich muss in meinem geschneigelten Matrosenanzug dasitzen. Natürlich wissen die Kinder, die mich anstarren, nicht, dass meine Lederhose genauso derb und speckig ist wie ihre. Sie haben keine Ahnung, dass an diesem Matrosenanzug das Café Landtmann Schuld ist; dass ich nur ins Kino darf direkt nach der heißen Schokolade mit der Familie im noblen Landtmann in der Inneren Stadt, wo die Manschettenknöpfe der Herren aufblitzen, wenn sie einer Dame die Hand küssen, und ich für Tante Emma Beispiele meiner Schreibkünste auf eine ausgefranste Papierserviette malen muss. Die Kinder im Lux wissen nicht, dass die Tante nicht aufhört, Witze über meine chinesischen Buchstaben zu machen, und dass Onkel Karl hinter vorgehaltener Hand endlos nervöse Interpretationen der letzten Rede aus Berlin zum Besten gibt. Die Kinder im Lux wissen nicht (und es wäre ihnen wohl auch egal), dass ich auf diese Weise bis nach vier Uhr Nachmittag gefangen gehalten werde und so keine Möglichkeit habe, mir meine Lederhose anzuziehen: Ich habe nur knapp zweieinhalb Stunden Zeit für Ihn im Lux, inklusive der Wegzeit, denn ich muss zum Abendessen wieder zu Hause sein, um Punkt sieben, mit gewaschenen Händen, und derzeit sogar noch vorher, weil die Sonne früher untergeht. Mein Vater hat sich von der Nervosität Onkel Karls anstecken lassen und angeordnet, dass ich in

Zeiten wie diesen nicht mehr nach Einbruch der Dunkelheit draußen sein darf. Deshalb muss ich mich, immer noch in meinem schrecklichen Matrosenanzug gefangen, wie ein Verrückter beeilen, um vom Landtmann zum Lux-Kino zu kommen und Seinen Auftritt um fünf Uhr zu erreichen. Wie soll ich das alles den Leuten erklären, die mich anstarren? Oder ihnen erklären, dass ich fast alleine in dieser teuren Reihe vorne sitze, nur weil ich nicht einmal mit meiner Brille in der Lage wäre, Ihn von weiter hinten aus deutlich zu sehen? Da meine Verbindung zu Ihm weniger außergewöhnlich wäre, wenn ich sie jemandem verraten würde, erzähle ich meiner Mutter nie auf irgendeine gefühlsbetonte Weise von Ihm. Ich erinnere sie nur an das Kopfweg, das ich bekomme, wenn ich meine Augen anstrengen muss - und presto! spuckt sie die extra 50 Groschen für einen Platz aus, der näher bei der Leinwand ist. Und sie ist auch immer für die 30 Groschen mehr gut, die das Programm kostet, das sich nur wenige andere im Publikum gegönnt haben. Für mich ist das Programm äußerst wichtig, da es eine Unzahl von Portraits und Offenbarungen über Ihn enthält. Für meinen Vater ist das wieder einmal die Art von Nachgiebigkeit, mit der man ein Kind verwöhnt. Doch meine Mutter setzt sich immer durch mit ihrer Theorie über meine Filmprogramm-sammlung: Das ist vielleicht nicht so konstruktiv wie Briefmarken sammeln, aber wenigstens fördert es die Disziplin, und die brauche ich dringend, wenn ich jemals bessere Noten bekommen soll. Noten, Lerngewohnheiten, Politik ... das ganze Zeug verschwindet jetzt, als der Luster erlischt. Gleichzeitig flimmern Bilder über die Sprenkel auf der Leinwand. Sie kündigen Ihn an, obwohl sie nur handgemalte Diapositive sind, die für Wiener Geschäfte Werbung machen. Zwei identische Lodenjacken erscheinen; eine hat einen Kaffeefleck und wirkt wegen der Sprenkel auf der Leinwand gepunktet; die andere hat keinen Fleck mehr, ist aber natürlich immer noch gesprenkelt wie die Leinwand - A. Lazar, die Putzerei hier in der Nähe. Ebenfalls gesprenkelte Kirschen in einem sinnlichen Lippenstiftrot - das Gemüsegeschäft Peter Zeleny. Der Schmied Alois Matuschek, schnurrbärtig und gesprenkelt, der ein großes gesprenkeltes Schloss in die Höhe hält. Nach Matuschek wird der Saal ganz dunkel. Die Deckenventilatoren haben begonnen sich zu drehen. Sie sind die Propeller, mit denen das Lux-Kino bald über den Atlantik fliegen wird. Ihr leises Surren vermischt sich mit dem

Zischen des Raumsprays. Der Sprühende ist der Platzanweiser, der als Zeichen seines Amtes eine Feldwebelmütze aus dem Ersten Weltkrieg trägt. Mit einer Lampe am Mützenschirm schreitet er durch den Mittelgang und sprüht zischend Duftstoffe in die Luft, wobei er den Sprüher hochhält wie eine Signaltrompete. Aber nicht Er kommt nach dieser Fanfare - noch nicht. Es gibt mehr Werbung. Diese besteht jedoch nicht mehr aus grob gemalten Bildchen, sondern aus ziemlich professionellen Fotografien, die bereits näher an Ihn herankommen. Es erscheint ein Herzensbrecher mit Krawatte, schwarz glänzender Schmachlocke und einem silbernen Zigarettenetui, aus dem er mit Kennermiene eine »Jonny« herauszieht: Auch er sieht in seiner ganzen Lässigkeit wegen des Ausschlags auf der Leinwand fleckig aus. Eine hübsche Dame mit einem geheimnisvollen Lächeln, die vom Bubikopf bis zu den Bleistiftabsätzen fleckig ist, streichelt ihre »Odol«-Zahnpastatube. Nicht weniger fleckig sind die Muskeln eines Läufers in einem Staffellauf, der eine Flasche »Obi«-Apfelsaft weitergibt. Vielleicht wären die Fleckchen draußen in der normalen Welt störend. Im Lux sind sie das Markenzeichen eines unvergleichlichen Präludiums. Sie sind die Würze meiner Erwartungen. Sie wärmen die glatten Seiten des Programms in meiner Hand. Es ist so dunkel, dass ich es nicht noch einmal lesen kann, aber meine Finger können die Abbildung auf dem mittleren Blatt fühlen: ein Bild von Ihm, wie er elegant und herrlich in die Höhe springt. Jetzt dröhnen Schlagzeug und Holzblasinstrumente aus den Lautsprechern. Die Wochenschau donnert über die Leinwand. Keine starren Fotografien mehr, sondern bewegte Bilder, die Ihn daher noch eindeutiger ankündigen. Große Persönlichkeiten ziehen über mir vorbei. Im Gegensatz zu Ihm haben sie keine persönliche Verbindung zu mir. Doch ihre Berühmtheit deutet bereits auf den absoluten Höhepunkt hin, Seinen Auftritt. Der König von England, dessen Stecktuch wie eine Krone gefaltet ist, schiebt leutselig den Rollstuhl eines Amputierten in das Spital, das er gerade eröffnet hat. In mitleidiger Hemdsärmeligkeit umarmt der Präsident von Mexiko einen runzligen Bauern neben einer von einem Erdbeben zerstörten Lehmhütte. Unser österreichischer Bundeskanzler steht auf dem Stephansplatz, das Haar vom Septemberwind zerzaust, und eröffnet die alljährliche Sammlung der Winterhilfe, indem er eine Sammelbüchse in die Kamera schwenkt.

Nur der deutsche Teil der Wochenschau scheint zumindest für einen Moment an mich gerichtet zu sein: Der Führer schüttelt dem Vorsitzenden des Organisationskomitees für die geplanten Winterspiele in Bayern herzlich die Hand, doch bevor er sich wendet, wirft er mir, dem großnasigen Lackaffen, der da auf der österreichischen Seite der Grenze in einer teuren Reihe sitzt, einen wütenden Blick zu. Aber sein drohendes Gesicht ist durch dieselben Masern auf der Leinwand gepunktet, die auch den österreichischen Bundeskanzler, die englische Majestät, Seine Exzellenz, den mexikanischen Präsidenten, den rauchenden Herzensbrecher, den Putzereihinhaber A. Lazar aus der Nachbarschaft und alle übrigen befallen haben. Sie alle sind zu einer Parade der Wegbereiter für den Hauptteil mit Ihm verschmolzen. Doch er erscheint noch nicht, auch nicht nach der Wochenschau. Jetzt hüpfert Mickey Mouse ins Bild. Mickey ist ein glückloser Liftboy in einem Hotel mit einer Unzahl von Stockwerken. Das bedeutet, dass er irgendwo in der Wolkenkratzergegend meines Gottes lebt; anders gesagt, er bringt mich noch näher an Seine Gegenwart. Und wirklich erscheint das Mickey-Land wie ein gesprenkeltes Horrorkabinett als Vorraum zum Wesentlichen, wo ich nur hingelangen kann, wenn ich mich durch unendlich viele Bauchlandungen durchgelacht habe. Und so gluckse ich mit all den anderen über Mickeys geniale Tollpatschigkeit. Er ist so nervös wie Onkel Karl, doch seine Sorgen sind viel lustiger, da er nicht von Deutschlands Politik geplagt wird, sondern von seinem Lift. Er kann es einfach nicht verhindern, dass das Gerät Amok läuft. Wenn er hinunterfährt, kracht er durch das Erdgeschoss in die Hölle. Wenn er hinauffährt, rast er durch das zersplitternde Dach in den Himmel. Engel und Teufel torkeln in seine Kabine und stolpern über verärgerte Hotelgäste. Alle Passagiere, ob sie nun Flügel, Bocksfüße oder einfach nur viel Gepäck haben, sind gesprenkelt und wütend auf Mickey. Schließlich gelingt es ihm in seiner Ungeschicklichkeit, den Lift zu kippen, alle Quälgeister in das Hotelschwimmbad zu befördern und so schlecht und recht ein Happy End über die Bühne zu bringen. Doch das ist natürlich nicht das Ende. Es ist der Auftakt zum Beginn. Endlich ist es Zeit für Ihn. Explosionen aus dem Lautsprecher, Paukenschläge, Tschinellen. Ein orchestrales Feuerwerk eröffnet den Film. Bereit für diesen Moment, war meine rechte Hand (diejenige, die nicht das Programm umklammert) um

eine eingewickelte Nascherei gelegt. Herunter mit dem Papier und hinein in den Mund mit diesem echt amerikanischen Import. Es macht nichts, was das mit meinem Taschengeld angerichtet hat. Sogar meine Mutter weigert sich, »solche amerikanischen Spinnereien« durch einen weiteren Zuschuss zu finanzieren. Die 70 Groschen vernichten mein wöchentliches Taschengeld fast zur Gänze. Doch dieser Kaugummi aus den USA hat einen viel schärferen Pfefferminzgeschmack als der schwach schmeckende österreichische. Er verbreitet auf meiner Zunge den Inbegriff des Geschmacks von Seiner Neuen Welt, die jetzt auf der Leinwand erstehen wird. Der Platzanweiser feiert Sein Kommen, indem er noch einmal sprühend durch den Mittelgang schreitet. Das Sprühtempo passt sich dem Rhythmus der Titelmusik an - das Zischen und die Filmmusik steigern sich in synchronem Crescendo zu einem immer schnelleren Tempo. Und ja, da ist Er! Er erscheint auf der Leinwand, schlendert eine Straße hinunter. Natürlich ist auch Er gesprenkelt. Auch ist Er immer noch nicht unser Gott, obwohl wir alle im Publikum wissen, dass Er bald unirdische Anmut erreichen wird. Doch nur ich achte auf den raschen Blick, den Er mir zuschießt, als Er um die Ecke kommt: Ich bin von Seiner Art. Keiner der Unterschiede zwischen uns ist wirklich wichtig. Sicher - Er ist ein New Yorker Bonvivant und schreitet eine Straße entlang, die erfüllt ist vom Gebrüll von Autos, die größer und schneller sind als alles, was man hier an der Donau zu sehen bekommt. Ich bin nur ein Wiener Gymnasiast, ein Nichtstuer, der aufgewühlt auf einem hölzernen Stuhl sitzt. Doch der Beweis unserer Verwandtschaft steht unter dem Bild im Programm, das Ihn im Sprung zeigt. Ich kann Seine Kurzbiografie dort auswendig: Unabhängig davon, wie Er in seinen Filmen heißt - Bob oder Dick oder Jim oder sonst irgendetwas Amerikanisches - Sein richtiger erster Name, der, mit dem Er geboren wurde, ist genau derselbe wie meiner. Fritz. Und Sein richtiger Nachname, Austerlitz (der seine österreichische Abstammung verrät), enthält nicht nur dieselbe Anzahl von Silben, sondern auch dieselbe Anzahl von Buchstaben wie mein eigener: Mandelbaum. Während also nun Fritz Mandelbaum Fritz Austerlitz beobachtet, werden die anderen Verbindungen zwischen uns wieder lebendig. Auch wenn Fritz Austerlitz zu groß ist, um ein problematisches Kind zu sein, ist Er sicherlich eine problematische

Person. So ist Er genauso wie ich viel zu elegant angezogen. Eine Nelke leuchtet aus Seinem Knopfloch; Quasten wippen auf seinen Mokassins. Und Er setzt sich gleich einmal in die Nesseln. Auch in diesem Film scheinen Seine Schwierigkeiten mit Seiner fragwürdigen Redeweise zusammenzuhängen, obwohl Er nicht immer wieder in jenen groben Wiener Dialekt verfällt, der meine Mutter mehr noch als meinen Vater aus der Fassung bringt und der die Lehrer dazu veranlasst, die Augenbrauen himmelwärts zu ziehen, den ich aber so liebe, weil die markigen Klänge der Gasse einen Gegenpol zu dem Matrosenanzugs-Ich darstellen, das mir auf die eine oder andere Art aufgezwungen wird. Nein, seine Sprache ist kein Dialekt, aber doch weit vom guten weichen österreichischen Deutsch entfernt; er spricht Reichsdeutsch, bei dem die Konsonanten so scharf sind wie der wütende Blick des Führers vor ein paar Minuten. Außerdem kommt dieses Deutsch unnatürlich krumm aus seinem Mund, verzerrt und schnarrend, und besonders am Anfang der Handlung hat alles, was er sagt, die falsche Wirkung. Das ist auch hier wieder so, in diesem Film auf einem überfüllten Gehsteig in New York, wo er versucht, sich einer rasch gehenden Dame zu nähern. Jedes Mal, wenn er mit ihr auf der gleichen Höhe ist, spricht er sie so ungeschickt an, dass sie voller Verachtung davon rauscht. Um ihm zu entkommen, überquert sie die Straße, während die Ampel die Farbe wechselt. Er folgt durch den Verkehr zwischen dem Kreischen zahlreicher Bremsen. Ein Polizist (ähnlich dem, der den Fußball konfisziert hat, den ich letzte Woche in den Verkehr geschossen habe) schreibt ihn auf, weil er so ungeschickt und frech antwortet. Sofort danach stürzt er in das Gebäude, in dem die Dame verschwunden ist. Es stellt sich heraus, dass sie Lehrerin in einer Tanzschule ist, und es gibt ein Desaster, als er sich als ihr Schüler einschreibt. Austerlitz ist ein ebenso schlechter Schüler wie Mandelbaum. Während einer Foxtrott-Stunde macht er ihr ungeschickt Komplimente, achtet nicht auf ihre Anweisungen und landet, nachdem er katastrophal gestolpert ist, ausgestreckt auf dem Boden, wobei er sie mit sich niederreißt. Doch das ist genau der Zeitpunkt, zu dem die Wandlung stattfindet. Hier wird Er, der flach auf dem Boden liegt und versucht, der Wut der jungen Frau auszuweichen, zu etwas Wunderbarem. Er verzaubert sein Ungeschick in einen meisterlichen Scherz. Musik fließt in seine Glieder. Mit fantastischer Leichtigkeit erhebt Er sich vom Boden und

beherrscht plötzlich eine Sprache, die ebenso neu ist wie seine Stimme. Diese neue Stimme ist wunderbar unverzerrt, kein bisschen krumm, und passt zu seinen Lippenbewegungen, weil sie jetzt nicht mehr synchronisiert ist. Dass ich Seine Worte nicht verstehe, macht sie nur noch geheimnisvoller: Im Gegensatz zu seinem gesprochenen Deutsch ist sein gesungenes Englisch glasklar. Die Töne, die in einer Weise melodios sind, die mein Verständnis übersteigt ... You're lovely to look at, delightful to know and heaven to kiss! ... befreien ihn von der Schwerkraft, die bleierne gewöhnliche Sterbliche nach unten zieht. Fritz Austerlitz schnell in die Höhe und wird zu Fred Astaire. Als Fred Astaire braucht er eine Frau nur zu berühren, damit sie so schwerelos wird wie Er. Sofort erhebt sie sich vom Boden. Zusammen gleiten sie auf Geigenschwingen dahin, sie wiegen sich, vollführen Sprünge und Pirouetten. Innig süß ineinander verschmolzen, fegt die gemeinsame Bewegung den Zorn der Frau hinweg. Die ganze Welt, die bis jetzt so schlecht zu ihm war, so voller Fliegendreck, verliert ihre Sprengel und zerfließt in reinem Elan und Eleganz und Liebesglück. Und ich auf meinem hölzernen Sitz - ich kann die Sprache nicht sprechen, nach der auf der Leinwand getanzt wird, aber ich kann meinen Mund dazu bewegen. Zwischen meinen Zähnen bewegt sich der Kaugummi im Takt Seiner Beine. Der Rhythmus durchschäumt meinen Körper; er kitzelt meine Füße mit dem Versprechen, dass mich irgend so ein Zauberspruch in englischer Sprache hin zur blitzschnellen Leichtigkeit des größten Mittelstürmers der Welt katapultieren wird. Und so wie Seine Nelke nicht mehr eine dandyhafte Allüre, sondern das Wappenzeichen eines Genies ist, so wird mein Matrosenanzug zum heraldischen Gewand, in dem ich mein Tor bei der Weltmeisterschaft schieße ... Ich muss gehen, bevor es vorbei ist. Ich muss rechtzeitig zu Hause sein. Nicht dass es so furchtbar wäre, das Ende zu versäumen. Am Ende hält Er sie normalerweise starr umfassen und spricht verschwommene, erdige deutsche Worte. Es ist besser, jetzt den dunklen Mittelgang zwischen den verzückten Gesichtern hinaufzugehen und zurückzuschauen, um einen letzten Blick von Ihm zu erhaschen, wie er schlank und im Smoking mitten im Tanz über einer Sektschale schwebt und lächelt, als ob er den Boden nie, nie mehr zu berühren brauchte. Heute jedoch habe ich Ihn anscheinend zu früh verlassen. Die beste Zeit, um den Zauber zu zerstreuen, um wieder einmal in die

Gewöhnlichkeit hinab zu steigen, ist der Einbruch der Dämmerung: Dann ist es früh genug, um nach Hause zu kommen, bevor es richtig dunkel wird, aber schon dämmrig und die Stadt finster genug, damit ich, wenigstens für eine kleine Weile, mein Wien mit Seinem Manhattan verwechseln kann. Aber als ich aus dem dunklen Schoß der Träume hinauskomme, werde ich von der Neulerchenfelderstraße fast geblendet. Zu viel vom schmerzhaft harschen Grau ist noch vom Nachmittag übrig. Die Straßenlaternen brennen noch nicht. Im erbarmungslosen Abglanz des Tages sehen sie rostig und grob aus im Vergleich zu den eleganten Lichtern von New York, von denen ich gerade Abschied genommen habe. Ich schließe meine Augen halb, um mir in meinem Kopf noch etwas vom Glanz Seines Broadway zu bewahren. Mit gesenktem Blick gehe ich weiter bis zu A. Lazars Putzerei. Sie ist am Sonntag natürlich geschlossen. Aber ich weiß, dass ich, wenn ich meine Brille an die Nase drücke und angestrengt durch die Glastüre blicke, weit hinten im Halbdunkel das an den Ladentisch gelehnte Plakat erkennen kann, das wochentags vor dem Geschäft steht und mit dessen Bild von den zwei Jacken, einmal mit Fleck und einmal ohne, der Zauber im Lux mit Ihm als Höhepunkt seinen Anfang genommen hat. Ich hebe meine Augenlider, um in dem Plakat noch einmal das Versprechen zu finden, dass Er wieder kommen wird. Doch ich sehe nichts. Ich sehe nicht einmal eine Glastür, sondern nur hässliches, aschfarbenes, gewelltes Metall. Wieder so ein Rollladen aus Wellblech, die in der letzten Zeit überall in der Stadt als Schutz auftauchen. Aber er konnte A. Lazar nicht vor den blutroten Worten schützen, die frisch über den Laden geschmiert sind - ein nasser, grellroter Fluch, der den Lazars, den Mandelbaums und ihresgleichen entgegenschreit. Rasch schließe ich die Augen. Doch die Farbe klebt an meinem rechten Zeigefinger. Hässlich, zäh und irgendwie heiß verbrennt sie jedes noch pulsierende Echo Seiner Füße. Und es macht mir nicht einmal mehr etwas aus. Füße sind nicht mehr länger zum Tanzen da, nur mehr zum Rennen. Rennend, schnell rennend, spucke ich meinen amerikanischen Kaugummi aus. Nur alles tun, um besser atmen zu können, während ich die fünf Gassen hinunterlaufe nach Hause.